1811. Nro. 91.



Der Freimüthige

Dienstag, ——— oder ——— den 7. May.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

— Phantasieen über die Kunst.

1.

Es giebt Menschen, und — die Götter wissen es! — ihrer nur zu viele, die, an die Scholle gebannt, aus der sie hervorgingen, auf Broderwerb nur denkend, mit kalter Entsagung in jedes Verhältniß sich schmiegen. Jedes göttliche Gefühl, das in ihnen sich regt, unterdrücken sie schnell als untauglich für ihre Zwecke. Den kleinen Ameisen möcht' ich sie vergleichen, diese kleinlichen Menschen: auf einen engen Kreis beschränkt, suchen sie nichts, als — Futter und des thierischen Triebes Befriedigung. Aber weh ihnen, wenn eine feindliche Hand ihr Haus zerstört! Wie Verrückte laufen sie dann durch einander, und wissen nicht, was sie beginnen sollen; denn in ihnen ist jeder Quell des freiern Daseyns auf immer versiegt. — Es giebt andere, unglücklicher vielleicht, aber besser, als jene. Früh lernten sie die Kraft im Busen kennen, und hielten es für schmachvoll, sie ungebraucht verdorren zu lassen; aber der Umstände unwiderstehlicher Zwang drängte sie gewaltsam hinein in der Verhältnisse eisernen Mantel, der sie nun, wie der schwere Harnisch des Mädchens schwachen Leib, mit seiner ungewohnten Last zu Boden drückt; sie gleichen dem edeln Rosse, das unter des stolzen Reuters Zügel den angestammten Muth unwiederbringlich verliert. — Endlich giebt es Menschen — die Götter liebten sie einst vor allen, und waren ihnen Beschützer und Genossen; denn sie wußten die Gaben der Götter zu ehren, und erkannten in jeglicher Kraft ihres Innern einen Funken des göttlichen Feuers. Und keine Kraft schlummerte lang' in ihnen unentwickelt; all' in engem Verein entfalteten sich in duftigen Blüthen, und wuchsen zusammen zu einer Krone, und die Krone trieb herrliche Früchte. Und sie vertheilten die Früchte unter die Menschen, und die Menschen segneten die frommen Gaben und vergötterten sie, und ihr Name ward heilig gehalten von den Menschen durch Tausende von Jahren. — Wenige sind jetzt noch, wie diese; aber die Wenigen sind die Auserwählten des Himmels. Das Geschenk, das dem Olymp entwendet Prometheus einst den Sterblichen brachte, bewahren sie auf: es ist das Palladium der Menschheit; in ihren Händen liegt es und sie hüten es gleich geweihten Priestern, und geben davon der Welt von Zeit zu Zeit Kunde in heiligen Gesängen und Werken des Meisels. Ein solcher gleicht dem Schmetterlinge, der, wenn er die harte Puppenhülle gesprengt hat, hinausflattert in die weite

schöne Bläue, und drin sich erlustigt nach Wunsch und Begier, und hin und her sich wiegt, wie ein Gott, in seiner kleinen Welt, und dann herab sich wieder senkt zur bunten Erde, und auf farbigen Staubfäden und grünen Halmen sich schaukelt, und bald darauf wieder hinauffliegt in seine freie Luftwelt, und nimmer ruht noch rastet, ohn' Unterlaß sein heitres, erfreuliches Spiel treibt.

2.

Ohne Entbehren, was wäre doch der Mensch? Geht nicht alles Große und Herrliche in der Kunst, wie im Menschenleben, aus dem Bedürfniß eines Höhern, folglich aus dem Mangel desselben hervor? Und die Kunst, die Dichtkunst wie jede andere, was ist sie anders, als die ausgesprochene Sehnsucht nach einem Besitz, den wir entweder verloren, oder den wir als künftig noch möglich uns vorstellen? Sey nun das Unendliche und Unerreichbare, sey das Bild vergangener Zeiten, sey die verblühte Liebe und Jugend, sey die knospende Rose der Gegenstand unserer Darstellungen, immer ist es die Sehnsucht nach einem Gute, dessen Mangel wir in der Tiefe unsers Gemüths empfunden. Und der Genius der Kunst, was ist er anders, als ein liebender Engel, der vor dem schlummernden Menschen vorüber fliegt, und im Fluge den Kuß der Weihe auf seine Lippen drückt? Freudig zusammenschreckend erwacht der Mensch, noch glüht der Kuß auf seinen Lippen; aber der Engel schwebt schon oben in luftiger Bläue. Vergebens streckt in seligem Schmerz der Verlassene seine Arme nach ihm aus; aber immer höher steigt der Genius, und des Menschen Klagen verwehen in Tönen und Liedern, oder verewigen sich in dauernden Bildern.

3.

Das Wesen der Schönheit ist immer nur Eins; es offenbare sich nun in dem, was aus dem ewigen Schooße der Mutter Natur hervorquillt, oder in der lebendigen Gestalt des Menschen, oder in dem Werke von Menschenhänden gemacht. Es ist ja alles nur der Wiederschein des ewigen Lichts, das seine Strahlen aussendet rechts und links, in die Höhe und in die Tiefe, und alles Leben trägt und erhält, und durchdringt.

4.

Warum wollen wir uns der Regelmäßigkeit und Fülle menschlicher Gestalt nicht eben so begehrlos erfreuen, wie wir uns anbetend in den bräutlichen Schimmer eines Gottheitstrahlenden Madonnenbildes versenken? Soll die ursprüngliche Schönheit, die unendlich und allgegenwärtig waltet im perlenden Thautropfen und in der hohen Menschengestalt und überall, ewig verhüllt und unserm Auge entrückt werden von irdischer Begier? Und wann endlich wird einmal die unreine Hand sich schämen, den leuchtenden Diamant zu betasten und zu verdunkeln?

5.

Das Schöne erblüht nur aus dem Heiligen, und der Sinn für Schönheit ist in seiner Wurzel Religion. Die Kunst ist der Religion liebste Tochter; aber wie die Mutter sich verschieden gestaltet, verändert auch die Tochter ihr Wesen. Die Religion der alten Griechen war plastisch im ächten Sinne des Wortes. Alles, was das Gemüth empfangen, verkörperte sich von selbst und trat in lebendigen Formen vor die Augen des staunenden Menschen, und die Betrachtung des Selbstgeschaffenen brachte nun erst das rechte, wahre Leben in das Gemüth, das immer neue und schönere Früchte hervortrieb. Alles Große und Schöne aber, was die Kunst erschuf, war immer nur der Wiederschein des innern Lichts. So entstanden die Bilder blühender Jugend in den Darstellungen des Apollo, hingebender Lust in Bakchus, eines im Athletenkampf erstarkten Körpers in Hermes; so die Darstellungen göttlicher Würde und Majestät in Zeus, gebietender Herrscherkraft in Poseidon, männlichen Ernstes in Aeskulap; so entfaltete sich die höchste, weibliche Schönheit in den Bildern der himmlischen Venus, und in ihren Begleiterinnen, den Grazien, die ganze Fülle reizender Anmuth; sittsame Jungfräulichkeit in Diana, ernste Weisheit in Athene; weibliche Hoheit — als Gegenbild der männlichen — in Juno; kindliche Unschuld, oder des Geschlechtstriebes erstes Erwachen in Amor und Psyche; Heroenstärke in Herkules, Meleager, Perseus und den Dioskuren. Ja auch dem weiblichen Heroismus war ein Kreis der herrlichsten Bilder gewidmet; Niobe, Adalanta, Jole, Dido, der Amazonen geschürzte Cohorten und der Bakchantinnen wildverschlungene Haufen geben das Zeugniß. — Aber ach! der Genius der Menschheit sitzt verhüllt auf den Kunsttrümmern der Vorwelt, und beweint den unwiederbringlichen Verlust seines liebsten Besitzthums! —

Karl Waldner.

Christiania.

(Schluß.)

An einzelnem Fleiße lassen es sonst die Besitzer wahrlich nicht fehlen. Oede Felsen werden noch jährlich heruntergeworfen und zu Wiesen verändert, und manche Gegend ist jetzt reizend, welche sonst durch ihre Unfruchtbarkeit zurückstieß. So ist die kleine Besitzung Frydenlund eine Viertelstunde vor der Stadt, durch den beharrlichen Muth der rastlosen Generalinn von Wackenitz, eine der angenehmsten und lieblichsten geworden, da man doch hier vorher nur dürre Schieferblätter sahe, und kaum Mooß darauf. Und was der edle und thätige Collet auf seinem Landguthe Ulevold bewirkt hat, wird in der Agrikultur vielleicht auf lange Zeiten noch Muster für Norwegen seyn.

Wem es freut, bei seinem Aufenthalt in Christiania die einzelnen Schönheiten dieser Gegenden aufzusuchen, der versäume es doch nicht, nach dem reizenden Skoyen zu gehen, dem Landsitz des Kaufmann Ploen, und was ihre Lage betrifft, die Krone aller Landstellen in der Nähe der Stadt. Hier entfaltet sich vor uns die ganze Pracht der Natur; der Fiord, die Stadt und die Berge werden wieder ganz neu; und als habe man sie vorher noch niemals gesehen. Doch man wird es auch nie müde werden, auf diese Fläche herunterzusehen; die unbeschreiblich schöne Beleuchtung darüber hin zu verfolgen, und seine Blicke auf die malerischen Formen der Berge von Bogstad und Bärum zu heften. Und dann wieder, welche Ländlichkeit, welche einsam reizende Ansichten, wenn man sich in die Wälder und Thäler verliert, die Skoyen nahe berühren. Nur hier lebt man mit der Natur. Dagegen mag man in Bogstadt, dem prächtigen Landsitze des Kammerherrn Peder Ancker, sich freuen, wie ein reicher Mann sich mit Geist und Geschmack seinen Wohnsitz erschafft, und ihn umgiebt, wie es dem ausgebildeterem Sinne gefällt; und in Ulevold mag man dankbar das Bestreben der edlen Besitzer erkennen, Freude und Wohlwollen um sich her zu verbreiten.

Diese große Kultur und die Schönheit der Gegend um die Stadt verführt oft, ihr ein besseres Klima zu glauben, als ihr wirklich zukommt. Man denkt hier so oft an Italien bei dem Anblick der Formen am Meerbusen herunter, und so möchte man auch gern etwas von italiänischer Wärme wieder auffinden. Am Ende glauben doch viele zuversichtlich, daß zum wenigsten Christiania's Klima besser sey, als man es nach seinem hohen Breitengrade erwarten solle. Das ist wirklich nicht. Nur hat man viel zu rauhe Ideen im Auslande, von einer Natur unter dem 60sten Grade der Breite. Wo Eichen noch fortkommen, da kann man auch immer noch mit Vortheil und Freude Fruchgärten anlegen; und nicht in Christiania allein wachsen vortreffliche Aepfel, Kirschen, selbst Birnen und Aprikosen im Freien. Nur Pflaumen nicht, auch nicht Pfirsichen; und Wein, und mancher Arten von Birnen muß man entbehren. Von Bäumen gedeiht noch die hohe Esche vortrefflich, und sie ist eine vorzügliche Zierde der Gegend. Auch Linden wachsen freudig und schön, und Ahorn und Rüstern gehören unter die gewöhnlichsten Bäume der Wälder. Dagegen werden Espen (Populus tremula), Ellern und Birken noch immer größer und schöner; [illegible] rauhen [illegible] Nordens, welchen zum Theil auch Christiania's Wärme zu ihrem besten Gedeihen noch zu stark ist. Espen und Birken zum wenigsten ziehen sich auch noch hier gern in den Schatten zurück.

Auch erscheint der Winter kaum früher als im nördlichen Deutschland; festen Schnee erwartet man vor dem Anfange des Decembers wol kaum, und fortwährender Frost ist im November noch selten. Er ist aber doch hinreichend genug, schon am Ende Novembers Christianias Hafen mit Eis zu belegen, und dadurch wird die Schiffahrt nun einige Monath gänzlich gehemmt. Der innerste Theil des Meerbusens ist zwischen den vielen Inseln und Spitzen wie ein Landsee, und friert daher leicht. Ein Arm, der Bonnefiord, mehr als drei Meilen lang, ist völlig gefroren, und im Hauptarm erstreckt sich das Eis ganz fest, wol oft zwei Meilen herunter. Da lassen sich denn die Schiffe im Hafen einfrieren, und liegen den Winter durch wie auf dem Lande. Man geht und fährt zwischen den Jachten, Galeaßen und Briggs, wie durch Straßen hin, und Land und Wasser scheinen nicht mehr verschieden. Das dauert sehr lange. Die gute Jahrszeit tritt nach und nach wieder ein. Sonne und warmer Regen haben schon längst allen Schnee von Christianias Hügeln geschmolzen, alles wird grün und belebt, — und noch immer sitzen die Schiffe im dicken Eise gefangen. Erst seit dem 24sten April ohngefähr schlagen endlich wieder die Wellen an den Dämmen des Hafens. Da vergeht oft den Schiffern die Geduld; wenige Meilen im Fiord heraus, von Drö-

back, von Laurvig, selbst von Friedrichstadt sind schon längst die Schiffe im Meere, wenn sie bei Christiana sich durchaus noch nicht bewegen. Sie zwingen endlich das Hinderniß mit Gewalt und durchbrechen das Eis. Das ist dann ein interessanter Anblick. Ich hörte einst im Februar, daß sich eben einige Schiffe auseisen wollten, und doch wußte ich, daß man auf dem festen Eise bis zum nächsten offenen Wasser, gegen eine Meile heruntergehen konnte. Ich lief sogleich hin, die herkulische Arbeit zu sehen, aber ich war nicht wenig verwundert, wie ich die Schiffe schon weit im Eise fortgerückt sahe, und immer bewegten sie sich fort, wenn auch langsam, als hätten sie jetzt schon ein offenes Wasser vor sich. In der That ist auch die ganze Arbeit weit einfacher als man sich vorstellen sollte. Einige funfzig Menschen stehen einander gegenüber, wie eine Allee; der Raum den sie zwischen sich lassen, ist die Breite des Schiffes, das sich darinnen bewegen soll. Sie stechen vor sich hin, von beiden Seiten die ganze Eismasse in der Länge ihrer Reihe fort, und trennen vollends durch Querabstiche von einer Reihe zur andern ungeheure Rectangeln von Eis, vielleicht mehr als zwanzig Fuß lang. Man legt nun ein eben so langes hölzernes Brett in die geöffnete Spalte, die Menschen treten alle auf die entgegengesetzte Seite herüber, einige drücken das Rectangel von Eis mit aller Macht in das Wasser herunter, in demselben Augenblick ergreifen alle andere eine Menge von Stricken, welche am hölzernen Brette in der Spalte jenseits, befestigt sind, und schieben das ganze gelöste ungeheure Eisstück mit einem Zug unter das noch festsitzende Eis herunter. Dann gehen sie weiter und lösen wieder neue Rectangeln. Die Arbeit geht so schnell, daß das gleich folgende Schiff fast nie ruht; und nicht Tage braucht es, sondern nur Stunden, um sich durch eine zwei Fuß dicke Eisdecke, fast eine volle Meile lang, von Christiania bis in das offene Wasser zu brechen. Ganz auf ähnliche Art ließen sich im Winter 1808 einige englische Linienschiffe von Gothenburg durch das Eis wieder in die offne See führen. Man sieht also leicht, daß wo man die Kunst des Auseisens versteht, eingefrorne Schiffe nicht immer nothwendig einer anrückenden feindlichen Land-Armee in die Hände fallen müssen.

Ist aber endlich das Eis aus Christianias Nähe gewichen, so vermehrt sich die Wärme unbeschreiblich schnell, und der May, statt ein Frühlings-Monat zu seyn, ist schon völliger Sommer. Am 3ten, 4ten und 5ten May 1808 sahe ich das Thermometer in seinem höchsten Stande bis 17 Grad steigen, in der Mitte des Monats waren alle Bäume belaubt, nur die Esche (ask. fraxinus excelsior) noch nicht; und gegen das Ende erhielt sich das Thermometer fast täglich am Mittage auf 19 oder 20 Grad. Am Anfange des Juli hatte man Gartengewächse überall; die mittlere Wärme des Monats stieg bis über 15 Grad, und am Mittage war sie gewöhnlich 22, ja auch wohl 24 Grad. Man erwartete den August nicht zum Anfang der Erndte, aber noch war der September nicht völlig vorbei, als man sich in der Stadt schon wieder der Stubenöfen erinnerte.

Tagesbegebenheiten.

Paris, den 19ten April.

Im heutigen Blatte des Journal de l'Empire spricht Herr Geoffroy, unser bekannter Theaterkritiker, über die Aufführung des Haydnschen Oratoriums, die Schöpfung, und theilt über diesen Gegenstand folgende Bemerkungen mit.

„Dieses Oratorium Haydn's — sagt Herr Geoffroy — ist ein sehr berühmtes Werk des ersten deutschen Musikers; aber seine schönen Symphonien sind mir lieber, weil in ihnen mehr Gesang ist, und sie mich lebendiger ansprechen. Haydn wollte die Grenzen seiner Kunst erreichen; er nahm sich vor, Dinge zu beschreiben, die mit Tönen gar nicht beschrieben werden können. Seine Schöpfung ist eine Art von musikalischem Chaos; aber dieses Chaos enthält sehr erhabene Stellen. Der Componist suchte nach dem Stein der Weisen, als er die Schöpfung der Welt zu mahlen suchte; so wie aber die Chemiker, während sie fruchtlos das Unmögliche möglich zu machen strebten, auf ganz vortreffliche Entdeckungen geriethen, gerade so hat Haydn auch bewundernswürdige Harmonieen aufgefunden, indem er Gemählde zu entwerfen bemüht war, die sich mit Harmonieen gar nicht darstellen lassen. Diese stolzen Germanier, welche so lange Zeit hindurch gegen die römischen Waffen kämpften, machen noch heut zu Tage dem modernen Italien den Scepter der Tonkunst streitig; Haydn ist in dieser Art von Krieg ein zweiter Arminius. Wer hätte wol jemals glauben sollen, daß die Sicambrer und Cherusker Orpheen werden, und daß aus der Mitte der dunkeln Wälder, dem ewigen (?) Asyl der Barbarei eines Tages Wunder der Kunst hervorgehen würden, welche nur den schöneren Klimaten Griechenlands und Ausoniens aufbehalten zu seyn schienen? Vielleicht wird man sich weniger wundern, wenn man sich erinnert, daß die Begründer der Musik, Linus und Orpheus, in Thracien gebohren waren, also in einem Lande, welches nicht weniger wild als Deutschland ist.

Daß Haydns Schöpfung ein Chaos ist, werden Sie vor Herrn Geoffroy's Kritik noch nicht gewußt haben, und wenn er das wilde Deutschland ein Asyl ewiger Barbarei nennt: — so sieht man daraus, daß er sich niemals daselbst aufgehalten hat. Es lebt sich denn doch so ganz hübsch in Deutschland.